Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 12

Artikel: Der Letzte : Novelle [Schluss]
Autor: Wildenbruch, Ernst von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665939

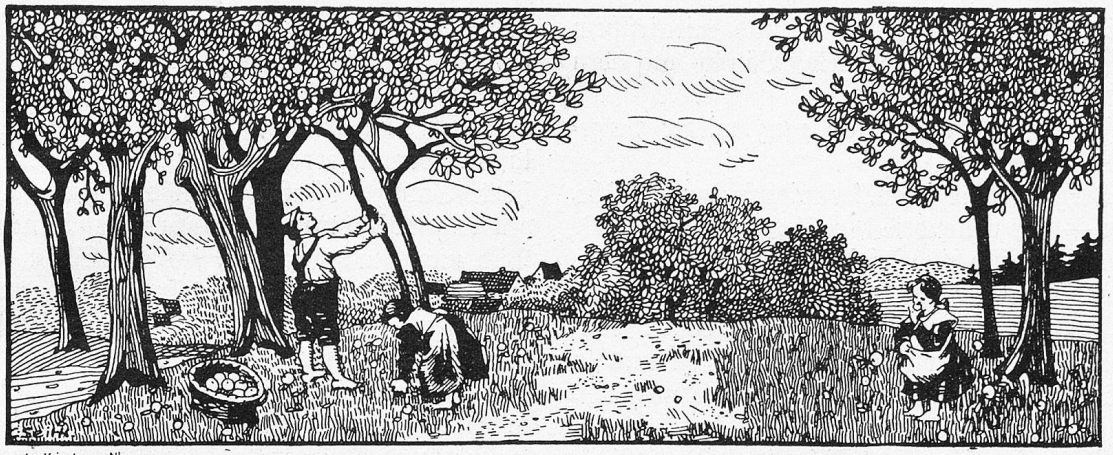
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



L. Kriegbaum Nbg.

Morgenläuten.

Die Sterne gehen still und leis
Und läuten mir den Morgen klar;
Wie ist die frühe Morgenweis'
So gottesfrisch und wunderbar.

Sieh, wie aus Dunkels grauem Schoß
Sich Seel' um Seele schon befreit,
Und über alle, herrlich groß,
Ein junger Tag der Gnade steigt.

Hans Pfaff.

Der Letzte.

Novelle von Ernst von Wildenbruch. Nachdruck verboten.

Zum ersten Male seit dem Beginn dieser Ereignisse sah ich an dem Tage den Hauptmann wieder. In seinem Antlitz zuckte keine Miene, aus seinen Augen floß keine Träne; aber der Ausdruck seiner Züge war derartig, daß Niemand ihm ein Wort zu sagen wagte. Als ich mich trotzdem zu ihm herandrängte und seine Hand ergriff, sah er mich einen Augenblick starr an, dann begannen seine Augen zu rollen, daß ich das Weiße darin sah, und mit einer jähen, beinah wilden Bewegung riß er seine Hand aus der meinigen und wandte sich von mir ab.

Anders war es mit Gottlieb Bänsch. Ich hatte ihn anfänglich nicht bemerkt, weil er ganz im Hintergrunde stehen geblieben war; als ich ihn jetzt entdeckte, sah ich ihn, den Helm in der Hand, mit dem Rücken gegen das Grab und die Versammelten gewendet, lautlos vor sich hin weinen, daß ihm die Tränen an der Nase entlang liefen.

Der Eindruck, welchen der plötzliche Tod der Kinder hervorgebracht hatte, war ein so dumpf betäubender, daß zuerst Niemand daran dachte, daß eins derselben noch am Leben war. Ich gestehe, daß auch ich das arme Kind vollständig vergaß, und als ich mich dann nach ihm erkundigte, geschah es in der schweigenden Voraussetzung, daß ich seinen bereits erfolgten, oder doch nahe bevorstehenden Tod erfahren würde. Das Gegenteil war der Fall: der kleine Hermann hatte die Krankheit überstanden, er erholte sich.

Es war einige Wochen später, als ich ihm zum ersten Male wieder an der Hand von Gottlieb Bänsch begegnete. Hängenden Hauptes, schwankenden Ganges kam er daher, als wenn ihm das Gehen noch Mühe machte; die Tränen traten mir in die Augen. „Guten Tag, Männchen," sagte ich, indem ich vor ihm stehen blieb und ihm die Hand bot.

Das Kind hob die Augen zu mir empor; sie waren noch größer geworden als früher und blickten aus einem abgemagerten, blassen, kleinen Gesicht hervor. Es war ein kläglicher Anblick. „Kennst du mich denn nicht mehr?" fragte ich, als er keine Anstalt machte, meine Hand zu ergreifen und als ich seine Augen mit einem Ausdruck auf mich gerichtet sah, als erblickte er mich zum ersten Male. Der Knabe drängte sich lautlos an den Soldaten, scheu und ängstlich, als wenn er sich hinter dessen Rock verstecken wollte.

Gottlieb Bänsch legte seine große Hand auf des Knaben Kopf und klopfte ihn leise. „Fürchte dir doch nich," sagte er begütigend, „er is ja jut zu dir."

Sein Zureden half nichts, und mit trübem Kopfschütteln blickte Gottlieb Bänsch auf den Kleinen nieder.

„Er ist wohl noch nicht ganz wieder hergestellt?“ fragte ich.

„Jesund is er schon,“ erwiderte der Bursche, „aber —“ er vollendete den Satz nicht und nickte langsam vor sich hin. Ich sah, wie er sich grämte, und es schien mir, als ob er noch etwas zu sagen hätte, was er sich nicht zu sagen getraute.

„Wirst du denn nun bald wieder zu uns in die Schule kommen?“ wandte ich mich noch einmal an Männchen.

„Das wäre schon das Beste,“ erwiderte Gottlieb Bänsch für ihn; „denn sehen Sie,“ und er sprach leiser, als wollte er von dem Kinde nicht verstanden sein — „meine Zeit is nu nächstens um, ick jehe nach Hause, und ick weiß doch jar nich, was denn mit dem Kinde werden soll.“

Ich sah ihn erstaunt an. „Was soll denn werden?“ meinte ich, „er bleibt bei seinem Vater?“

Gottlieb Bänsch nickte wieder gedankenvoll wie vorhin. „Da, lauf' mal an den Sandhaufen,“ sagte er zu Männchen, indem er ihm eine kleine Karre und einen Holzspaten in die Hand gab, die er für das Kind mitgebracht hatte, „schippe ein bisken Sand, ick werde jleich nachkommen.“

Der Kleine befolgte die Weisung und karrte vom Damm herab dem Sandhaufen zu, wo ich ihn früher so manchesmal in harmlosem Spiele mit seinen Brüdern gesehen hatte.

Als er sich entfernt hatte, wandte Gottlieb Bänsch sich wieder zu mir. „Der Hauptmann,“ sagte er, „was das mit dem jetzt is — man weiß jar nich, was man dazu sagen soll. Den janzen Tag jeht er 'rum und redet kein Wort; und das Kind da, sehen Sie, das is, als wenn's jar nich da wäre für ihn.“

Ich dachte an den Vorgang, der sich in meiner Wohnung abgespielt hatte. „Ich glaube,“ sagte ich, „daß er den ältesten Knaben am liebsten hatte?“

„Ach Jott,“ entgegnete der Bursche, „ick jlobe, die Andren hätten alle miteinander sterben können, wenn er man bloß den Ältesten behalten hätte.“ Er blickte zu Männchen herab, der sich mit seiner Karre beschäftigte. „Es is ja wahr“, sagte er, „der andere das war ja ein Staatsjunge; aber was kann denn das arme Wurm dafür, daß es alleene übrig geblieben is.“

Er ging dem Knaben nach, und sicherlich ahnte er nicht, welch' schauerlichen Eindruck seine einfachen Worte auf mich gemacht hatten. —

Wir befanden uns am Ausgange des Sommers, es kam der Herbst, und mit ihm die Entlassung der Reservisten. Zu den Letzteren gehörte Gottlieb Bänsch, dessen dreijährige Dienstzeit abgelaufen war. Ich brauche Ihnen das Bild nicht zu beschreiben, das die Stadt zu solcher Zeit bietet: der Soldat freut sich der wieder erlangten Freiheit und sucht seinem Freiheitsbewußtsein entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Einzeln und in Gruppen sieht man sie durch die Straßen ziehen, Infanteristen, Kavalleristen und Artilleristen, in dem alten Uniformsrock, den sie in die Heimat mitnehmen, die Mütze, die bisher vorschriftsmäßig grade gesessen, keck aufs Ohr gerückt, ohne Seitengewehr, aber dafür mit Stöcken ausgerüstet. Dieses Wahrzeichen des bürgerlichen Lebens, in welches sie nun wieder eintreten, gehört wie ein unumgängliches Attribut zum Preußischen Reservisten; mit allem Stolze, den der Gedanke verleiht, daß man jetzt tun und tragen darf, was bis dahin verpönt gewesen wäre, wird der Stock gehandhabt, und an seiner verschiedenartigen Form erkennt man noch die Charaktereigenschaften der verschiedenen Waffengattungen. Der Stock des Kavalleristen ist der eleganteste und dünnste, der des Infanteristen stärker und dicker, die derbsten Knüppel führen die Artilleristen. Mit einem Stocke dieser Art erschien Gottlieb Bänsch am Tage, da er entlassen ward.

Es geschah an einem umwölkten Septembernachmittage, und ich befand mich auf dem Bahnhofe, wo ich einem abreisenden Freunde Lebewohl gesagt hatte, als ich Gottlieb Bänsch des Weges daher kommen sah.

Scharen von anderen Reservisten, die zugleich mit ihm in die gemeinsame Heimat befördert werden sollten, zogen lärmend, jauchzend und singend vor und hinter ihm die Straße entlang; er ging abgesondert von ihnen, ganz still und ganz ernst. In seiner Rechten trug er seine geringen Habseligkeiten, in einem rotbaumwollenen Taschentuche zusammengebündelt; zu seiner Linken lief Männchen.

Ob der Knabe wußte, daß er Gottlieb Bänsch heute zum letzten Male begleitete? Der Bursche hatte ihm seinen großen, dicken Stock anvertraut, und das Kind benutzte ihn als Steckenpferd, indem es mit den kleinen Händen den gebogenen Griff desselben umfaßte und neben dem Soldaten einherritt. Auf dem Eisenbahnperron

angelangt, nahm Gottlieb Bänsch den Knaben etwas zur Seite, und während er den bereit stehenden Zug mit sinnenden Blicken musterte, blickte Männchen zu ihm empor, in schweigendem Staunen, als nähme er eine Veränderung an ihm wahr. Ich stand dicht hinter Beiden. Gottlieb Bänsch neigte sich zu dem Kinde nieder und klopfte es leise auf die Bäckchen, indem er ihm vorsichtig den Stock aus den Händen nahm.

„Siehst du," sagte er, indem er auf den Eisenbahnzug hindeutete, „da steige ick nu ein und fahre nach Hause, und hier hab' ick dir noch 'was Hübsches mitgebracht." Aus seiner Rocktasche zog er eine kleine Holzflöte, die er dem Kinde einhändigte; offenbar hatte er sie von seinen mageren Ersparnissen gekauft.

Männchen nahm das Geschenk in Empfang, ohne die Augen von Gottlieb Bänsch zu verwenden. Ich trat hinzu. „Wollen Sie nicht eine Zigarre nehmen?" wandte ich mich an den Burschen, und hielt ihm meine Zigarrentasche hin.

„Danke ooch schön," versetzte er, indem er mit seinen dicken Fingern in die Tasche griff und eine Zigarre herausnahm.

„Nehmen Sie doch mehr," sagte ich, und ich schüttete den ganzen Inhalt der Tasche in seine Hand.

„Ick danke, ick danke," erwiderte er, indem er verlegen schmunzelte und die Zigarren zwischen die Knöpfe seines Uniformrockes schob. Ich bot ihm die Hand zum Abschiede und er drückte sie, indem er seine Mütze rückte. Wie hart war diese Hand, wie ungeschlacht diese Finger, und wie weich war sein Herz, wie zartfühlend und gut!

„Wenn Sie doch so jut sein wollten," wandte er sich leise an mich, „und das Kind nachher von dem Bahnhof mitnehmen; er hat partout mitlaufen wollen, und ick hab's doch nich übers Herz bringen können, ihn zu Hause zu lassen." Ich nickte ihm schweigend meine Zusage.

Die Glocke mahnte zum Aufbruche, und als Gottlieb Bänsch sich zum Einsteigen in Bewegung setzte, hing Männchen sich mit beiden Händen an seine Hand.

Der Bursche machte sich sanft von ihm los, als er aber das Coupé erstiegen hatte, setzte der Knabe den Fuß auf das Trittbrett und streckte die Arme nach ihm aus. „Mitfahren, auch mitfahren!" rief er, indem er angstvoll zu Gottlieb Bänsch emporschaute.

Die anderen Soldaten, die im Coupé saßen, fingen an zu lachen. „Kiek' mal den kleenen Reservisten," hieß es, „der will och mit."

Gottlieb Bänsch aber kam noch einmal herabgeklettert, legte seine beiden großen Hände um des Kindes Gesicht, so daß Letzteres ganz darin verschwand; er beugte sich tief zu dem Knaben herab, klopfte ihm leise den Rücken und wollte lachen — plötzlich aber liefen ihm die Tränen über die Backen herunter. „Es jeht ja nich, Männeken," sagte er schluchzend, „es jeht ja nich," dann riß er sich los und sprang mit einem Satze in das Coupé zurück, dessen Tür hinter ihm zuschlug. Der Eisenbahnzug setzte sich in Bewegung und rollte unter einem donnernden „Hurrah" der Reservisten aus der Halle des Bahnhofs hinaus.

Verloren unter der Menschenmenge, welche sich auf dem Eisenbahnperron drängte, blieb das Kind stehen und blickte wie betäubt dem Zuge nach, der sich schneller und schneller entfernte; die Holzflöte, die ihm Gottlieb Bänsch geschenkt hatte, umklammerte es mechanisch mit seiner kleinen Hand. Ich hielt mich in seiner Nähe, und der Anblick des einsamen Kindes schnürte mir das Herz zu. „Na, Männchen," sagte ich, indem ich herantrat und seine herabhängende Hand in die meinige nahm, „gib mir die Hand, wir wollen nach Haus gehen."

Der Knabe hob das blasse Gesichtchen zu mir empor. „Kommt er bald wieder?" fragte er. Der Bursche hatte ihm verschwiegen, oder das Kind hatte nicht verstanden, daß der Abschied für immer sei, und auch mir versagte der Mut, ihm völlige Aufklärung zu geben.

„Komm nur," sagte ich, „sei ein artiges Kind, dann wird schon Alles gut werden."

Meine Aufforderung war überflüssig, denn es hat nie ein gefügigeres kleines Geschöpf gegeben, als dieses arme Kind. Er ließ seine kalte, kleine Hand in der meinigen, und so wie er mit Gottlieb Bänsch zum Bahnhofe gekommen war, ging er nun an meiner Seite davon. Unterwegs überlegte ich, was ich mit ihm machen sollte; ich mußte ihn zu seinem Vater zurückbringen, das war mir klar; unwillkürlich jedoch überkam mich bei dem Gedanken ein gewisses unheimliches Gefühl.

Wir kamen bei einem Zuckerbäcker vorbei, und ich trat ein, um eine Düte voll unschuldiger Näscherei für ihn zu kaufen; ich empfand ein Bedürfnis, das gramvolle kleine Herz mit Trost und Licht zu erfüllen.

Ich hielt ihm die geöffnete Düte vor die Augen. „Sieh' mal die schönen Bonbons," sagte ich, „wollen wir ein paar davon essen?"

Der Knabe blickte schweigend in die Düte und hob keinen Finger; ich mußte ihm selbst ein Zukkerplätzchen in den Mund stecken.

So unscheinbar dieser Vorgang war, so machte er dennoch einen tiefen Eindruck auf mich: bisher waren mir Kindertränen wie ein Gewitterregen erschienen, der rasch niederfällt und rasch verdampft — hier sah ich ein Kind, das nicht weinte und bei dem der Trost, mit dem man die Schmerzen des Kindes so leicht zum Schweigen bringt, nichts fruchtete. Ich konnte mich nicht entschließen, ihn jetzt schon zu seinem Vater zurückzubringen; ich nahm ihn nach meiner Wohnung mit und ließ ihm eine Tasse Milch vorsetzen. Bis daß sie gebracht wurde, zeigte ich ihm die Bilder in meiner Stube, die Bücher, und versuchte ihn durch Neckereien zur Heiterkeit zu bewegen. Er sah und hörte lautlos zu. Dann setzte ich ihn auf das Sopha, und wie ein kleiner Vogel nippte er den Inhalt der Schale, die ich vor ihn gestellt hatte, mit kleinen, langsamen Schlucken aus. Mittlerweile aber wurde es dunkel, und ich mußte ernstlich daran denken, ihn nach Hause zu schaffen. „Komm, Männchen," sagte ich, „mach' dich fertig, nun wollen wir zum Papa nach Hause gehen."

Gehorsam rutschte er vom Sopha herunter; er griff nach seinem kleinen Hute, dann blieb er mitten in dem Zimmer stehen.

„Nun?" sagte ich, indem ich an die Türe trat, um sie zu öffnen. Als ich jedoch die Klinke berührte, fing das Kind, das bis dahin ohne Tränen, ohne Laut gewesen war, plötzlich an, kläglich zu weinen. Es hob nicht das Haupt, es regte kein Glied; wie in sich zusammengesunken stand es da und weinte — weinte —"

Dem Rektor brach die Stimme ab, seine Brust arbeitete schwer, und er strich mit der flachen Hand zweimal und dreimal über beide Augen.

„Seit jener Stunde," fuhr er fort, „kann ich nicht mehr vorübergehen, wenn ich ein Kind weinen sehe — denn in jener Stunde erfuhr ich, wie Kinder weinen können, und daß ihre Tränen schrecklich sein können, schrecklicher als die aller Erwachsenen.

Ich ließ die Tür fahren und war mit einem Schritte neben ihm. „Männchen? —" sagte ich.

Und nun schlang der Knabe beide Arme um mich her, indem er sich mit den Händen an den Falten meines Rockes festklammerte, und während ein Schluchzen seine Brust erschütterte, das ihm, so schien es, das Herz sprengen wollte, drückte er sein Gesicht an mich, als ob er sich zu verstecken strebte. „Ich fürchte mich so," rief er, „ich fürchte mich so."

Wie ein eisiger Schauer drangen mir diese Worte ins Herz, wie ein jäher furchtbarer Schreck. Ich wagte nicht, zu fragen, was es sei, wer es sei, vor dem er sich fürchtete; ich wagte nicht, ihm Trost zuzusprechen, denn ich ahnte, daß der Naturlaut der Verzweiflung, der aus dieser Kindesseele hervorbrach, aller meiner Weisheit unendlich überlegen und viel, viel klüger war als alle meine Vernunftgründe.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und hob das Kind auf meinen Schoß; ich nahm seine beiden, kleinen, eiskalten Hände in meine Hand und lehnte sein von Tränen überflutetes Gesicht an meine Brust; und so saß ich mit ihm in dem dämmernden Raume, lange lange Zeit, und die Stille um uns her ward nur von dem Schlucken und Schluchzen des Knaben unterbrochen, welches allmählich leiser zu werden und zu verhallen begann. Ich sprach kein Wort, ich drückte die gebrechliche kleine Gestalt an mich, und so leicht ihr Gewicht auf meinen Knieen ruhte, so hatte ich doch ein Gefühl, als hielte ich die ganze unermeßliche Last des menschlichen Jammers und Leides, verkörpert in diesem Kinde, auf meinem Schoße.

In jener Stunde lernte ich meinen Beruf, Kinder zu leiten und zu erziehen, zum ersten Male in all seiner Größe und Heiligkeit erkennen. Ich hatte ihn zu kennen geglaubt, weil ich gelernt hatte, was man äußerlich dazu eben gelernt haben muß; jetzt, im Angesichte dieses Kindes, dessen Seele nach Liebe schrie und dem die Welt zur Einöde ward, weil es keine Liebe fand, erfuhr ich, daß ich im Dunkeln getappt hatte und daß die ganze Weisheit meines Amtes sich in das eine Wort zusammenfaßt: „gebt dem Kinde Liebe."

Endlich, als der erste, heftigste Anfall der Verzweiflung sich gemäßigt und der Knabe zu weinen aufgehört hatte, setzte ich ihn vorsichtig von meinem Schoße herab und stellte ihn auf die Füße. Ich strich ihm das blonde Haar glatt, setzte ihm den Hut auf und ohne weiter etwas zu sagen, faßte ich ihn an der Hand. Geduldig wie immer, überließ er sie mir, und ohne fürderen Widerstand zu leisten, ging er neben mir her durch die dunkelnden Straßen der Stadt, dem Hause seines Vaters zu.

Der Hauptmann saß, als wir bei ihm eintraten, an seinem Schreibtische, das Haupt in die aufgestützte Hand gesenkt; die Lampe stand neben

ihm und ließ sein hageres Profil scharf aus der schwarzen Umrahmung von Bart und Haar hervortreten. Ein Buch lag aufgeschlagen vor ihm, seine Augen aber gingen über dasselbe hinweg und hafteten an einem Bilde, das über dem Tische an der Wand hing; ich erkannte es nach der Beschreibung, es war das Bild seiner Frau. Seine Gedanken schienen ernst und schwer zu sein, und sein Blick so starr, daß, als er das Haupt nach der klappenden Türe wandte, es so aussah, als müßte er ein Band durchreißen, das von jenem Bilde ausging und seine Augen daran gefesselt hielt.

Als er mich erkannte, stand er auf und begrüßte mich; ich sah den erstaunten Blick, mit dem er den Knaben an meiner Seite musterte. „Wo kommst denn Du her? so spät?" fragte er, indem er auf den Kleinen niederblickte.

Der Knabe gab keinen Laut von sich. Ich erklärte ihm, wohin derselbe gegangen war, und daß ich ihn auf dem Bahnhofe getroffen und mit mir genommen hätte.

Der Hauptmann nickte schweigend mit dem Kopfe. „Ich bin Ihnen dankbar," sagte er dann, „bitte, nehmen Sie doch Platz." Während ich mich setzte, ließ er sich wieder vor dem Schreibtische nieder.

„Komm her," wandte er sich an Männchen, der an der Stelle stehen geblieben war, wo er neben mir gestanden hatte. Das Kind warf einen scheuen Blick auf den Vater, tat einen halben Schritt auf ihn zu und blieb wieder stehen.

„So komm doch, ich tue dir ja nichts," sagte der Hauptmann ungeduldig. Er streckte den Arm aus und zog den Knaben an sich, so daß derselbe zwischen seinen Knieen zu stehen kam.

„Bist du hungrig? willst du Abendbrot essen?" fragte der Hauptmann, indem er dem Kinde über die Haare strich. Männchen schüttelte schweigend den Kopf; dann verzog er das Gesicht, als ob er zu weinen anfangen wollte.

„Du sollst ja nicht immer weinen," sagte der Vater; das Kind fuhr zusammen, schluckte die Tränen hinunter und stand, ohne den Vater anzusehen, starr und regungslos da; sein kleines Gesicht war leichenblaß. Plötzlich bog der Hauptmann sich herab und mit einer beinahe wilden Bewegung riß er den Knaben auf seinen Schoß, an seine Brust. Mit beiden Armen hielt er ihn umschlungen, sein Gesicht neigte sich so tief zu ihm nieder, daß sein schwarzer Bart wie eine dunkle Wolke über dem Antlitz des Kindes lag, und so gewaltsam preßte er den Knaben an sich, daß derselbe wie erstickt an seiner Brust lag.

Alles dies geschah in tiefem, lautlosem Schweigen; des Knaben Haupt war hintenüber gesunken, er hatte die Augen geschlossen und sah einen Augenblick aus, als wäre er tot; auch der Hauptmann sprach kein Wort, nur ein dumpfes Stöhnen rang sich aus seiner Brust hervor, und indem er den Knaben wie eine Puppe handhabte, sah es aus, als würde er vom Krampfe der Verzweiflung regiert. Endlich ließ er sein Haupt tief, bis auf die Brust des Kindes niedersinken und verharrte eine Zeit lang in dumpfer Teilnahmslosigkeit.

Der ganze Vorgang war herzzerreißend und schaurig zugleich. Die Worte fielen mir ein, die Gottlieb Bänsch gesagt hatte: „er ist den Kindern sehr gut, er kann es nur nicht so von sich geben" — und ich staunte von Neuem über die Fähigkeit des Volkes, welches mit seinen schlichten Ausdrücken Dinge beim Namen trifft, die wir mit unserer geschulten und gebildeten Sprache vergeblich zu bezeichnen streben. Er konnte seine Liebe nicht von sich geben; wie ein unterirdischer Strom arbeitete sein Gefühl sich stumm und wühlend in sein Inneres hinein, und wenn es einmal aus ihm hervorbrach, dann geschah es mit so rasend leidenschaftlicher Gewalt, daß es den Gegenstand, den es umfaßte, mit Vernichtung bedrohte. Der Hauptmann erhob den Kopf, reckte sich auf, und mit derselben Heftigkeit, mit der er vorhin den Knaben an sich gerissen hatte, setzte er ihn jetzt wieder auf den Boden. „Geh' zu Bette," sagte er.

Der Knabe stand mitten im Zimmer, als wenn er von dem Erlebten nicht zu sich kommen könnte; ich erhob mich, trat zu ihm und als ich ihn berührte, fühlte ich, wie er am ganzen Leibe zitterte. „Schlaf' wohl, Männchen," sagte ich, „nun kommst du wieder zu uns in die Schule, und ich zeige dir schöne Bilder und Bücher." Das Kind sah mich mit weit offenen, angsterfüllten Augen sprachlos an.

Der Hauptmann klingelte, und als der Bursche über die Schwelle trat, zuckte der Kleine auf und lief ihm entgegen. — Aber es war nicht mehr Gottlieb Bänsch, und den Blick, mit dem das Kind zu dem fremden Gesicht empor sah, — ich werde ihn nie vergessen, denn er war jammervoll kläglich in seiner hilflosen Not.

Als er hinausgegangen war, wandte ich mich an den Hauptmann. „Ich glaube," sagte ich, „daß das Kind noch angegriffen von der über-

standenen Krankheit ist, und daß es sich empfehlen würde, ihm heftige Gemütsbewegungen zu ersparen."

Der Hauptmann hielt den Blick zur Erde gesenkt, dann sprang er auf, indem er den Stuhl mit einem Ruck zurückstieß. Mit weit ausholenden Schritten durchmaß er das Zimmer von einem zum anderen Ende, hin und her und immer wieder hin und her; dann blieb er stehen, ich sah in seine rollenden Augen, und wie an jenem Tage, da man die Kinder begrub, sah ich nur das Weiße darin.

Er schwang die geballten Fäuste zum Himmel. „Wenn er einmal ein Henker sein will," sagte er mit einer vor Wut und Verzweiflung ächzenden Stimme, „warum treibt er sein Handwerk dann so stümperhaft? Warum mußte er mir den Einen lassen? Warum nicht alle nehmen? alle miteinander? Es wäre mir lieber gewesen! ja, wahrhaftig, ja! dann wäre es aus gewesen und ich hätte mich totschießen und mit meinen Jungen zusammen einscharren lassen können!"

Ich vermochte kein Wort zu erwidern, auch schien er es nicht zu erwarten. Er warf sich wieder auf den Stuhl vor dem Schreibtische, ergriff ein Bild, welches dort vor ihm auf dem Tische in braunem Rahmen stand, und hielt es mit beiden Händen vor sich hin. Es war ein Knabenporträt, das Bild des kleinen Edmund. Mit stieren Blicken hing er an den Zügen des geliebten Gesichts, dann legte er das Bild auf den Tisch, seine Arme breiteten sich darüber hin, sein Antlitz sank in die Arme, so daß der Mund über dem Bilde zu liegen kam, und indem ich sah, wie ein furchtbares Schluchzen seinen ganzen Körper durchschütterte, erschien er mir wie ein Baum, den die Axt ins Mark getroffen hat und dessen Zittern den nahenden Sturz verkündet.

Geraume Zeit verging, endlich gab ich ein Lebenszeichen. Er fuhr empor und sah sich um. „Entschuldigen Sie," sagte er, indem er aufstand.

„Hier ist nichts zu entschuldigen," erwiderte ich, „aber wenn ich Sie um eins bitten darf: vergessen Sie nicht, daß das unglückliche Kind Niemanden auf der Welt mehr besitzt als Sie."

„Das ist es ja eben —" versetzte er dumpf; „hier ist es aus" — und er schlug sich an das Herz — „und wer nichts mehr hat, kann auch nichts mehr geben."

Seufzend schüttelte ich das Haupt — hier war nichts mehr zu sagen. Ich verließ ihn, und als ich aus dem Hause trat, hatte ich ein Gefühl, als stünde hinter mir in dem dunklen Flur der Tod und schlüge die Pforte des Hauses wie den Deckel eines Totenschreines zu. —

Der Winter kam, und bald nach Beginn desselben erschien Männchen zum ersten Male wieder in der Schule. Ich ließ ihn wieder in seine frühere Klasse eintreten, ich setzte ihn auf die Bank, auf der er gesessen — der Platz war derselbe, aber der Knabe, der darauf saß, war es nicht mehr.

Schwer war ihm das Lernen auch früher schon geworden, aber er war fröhlich und fleißig gewesen, vielleicht hatte ihm auch das ältere Brüderchen geholfen, und so war er mit seinen Aufgaben fertig geworden — jetzt war das anders; Niemand war mehr da, ihm zu helfen, und auf ihm selber lag es wie ein allgemeiner Druck, der seine Fähigkeiten und Kräfte lähmte.

Ich hatte den Lehrern äußerste Schonung ihm gegenüber empfohlen und ich weiß gewiß, daß er kein böses Wort in der ganzen Zeit zu hören bekommen hat — wer hätte es auch übers Herz gebracht gegenüber dem blassen Kinde, dem man ansah, wie gern es wollte und wie schwer es vermochte. Aber man kann eine Blume wohl vor Frost und Hitze, vor allem äußeren Ungemach schützen, nicht aber vor der Krankheit, die von der Wurzel aufgesogen ward und unsichtbar von Zelle zu Zelle emporsteigt, bis daß sie den Organismus zerstört. Das Leid, vor dem wir ihn zu schützen strebten, wuchs aus ihm selbst heraus, aus der ihm angeborenen verschlossenen Natur, die er von seinem Vater geerbt hatte, wie er die blonden Haare und lichten Augen der Mutter verdankte.

Dies Alles ist mir erst später klar geworden, als die Dinge sich bis zum Ende entwickelt hatten und wie ein zusammenhängendes Bild vor mir lagen, als ich zurückblickend, mit Schrecken inne ward, welche Qualen das unglückliche Kind in jener Zeit erlitten hat. Das, was ich damals bemerkte, war, daß er von Tag zu Tag scheuer ward und immer träumender in sich selbst versank. An keinen seiner Mitschüler schloß er sich an, vor seinen Lehrern fürchtete er sich, der einzige Mensch, dem er noch Vertrauen zeigte, war ich. Allmählich aber nahm auch das ab. In den ersten Tagen war er, wenn er zur Schule kam, an mich herangetreten und hatte mir die Hand gereicht; das hörte auf; im Bogen ging er um mich herum und schlich sich in das Klassenzimmer, ich sollte ihn nicht mehr sehen.

Des Nachmittags, wenn ich meinen gewohnten Gang machte, sah ich manchmal eine kleine Gestalt, die auf der schneebedeckten Wiese drunten

Schimmelgespann. Gemälde von Rud. Koller.

einsam umherlief und Schneehaufen zusammenschaufelte — das war er, der sich wie ein kleiner Wildling dort umhertrieb. Einmal, den Damm entlang schreitend, gewahrte ich ihn, wie er sich hinter einem Baume versteckt hielt und mich von fern beobachtete. Ich rief ihn an, er trat aus seinem Versteck hervor; es sah aus, als wollte er auf mich zukommen, dann drehte er plötzlich um und wie von unsäglicher Angst gejagt huschte er vom Damme hinunter fort, weit fort von mir.

So ging der Winter hin, und es kam Ostern, die Zeit, der so manches Schülerherz sorgend entgegenschlägt, weil sie die Entscheidung über Versetzung und Nichtversetzung bringt. Den Knaben zu versetzen, war nicht möglich, und ob es mir gleich ein Gefühl bereitete, als geschähe mir selbst ein tiefes Leid, mußte ich mich entschließen, ihn sitzen zu lassen. Ich kam selbst in die Klasse und teilte es ihm und seinen Mitschülern so schonend als möglich mit, indem ich alle Schuld auf seine Krankheit schob und ihm für die Zukunft Trost und Hoffnung zusprach. Der Knabe saß regungslos auf seinem Platze und sah nicht empor zu mir.

Nachher, als die Schüler das Tor verließen, sah ich ihn, der gesenkten Hauptes unter den Andern davonschlich. Ich hielt ihn an und heischte, daß er mir die Hand geben sollte; er tat es, ohne den Kopf zu erheben. „Sieh mich doch einmal an," sagte ich; er tat es, und ich blickte in ein Gesicht voll hoffnungsloser Traurigkeit. Es war mehr als Trauer, es war jener herzzerreißende Ausdruck, den man in den Augen kranker Kinder wahrnimmt, die plötzlich wie Erwachsene aussehen, als ahnten sie, daß sie dicht vor der Lösung des Rätsels von Sein und Nichtsein ständen und bald weit mehr wissen würden als alle die Erwachsenen, von denen sie bisher gelernt.

„Bist du krank, Männchen?" fragte ich — er schüttelte schweigend den Kopf.

„Weißt du, daß ich dir gut bin?" fragte ich. Er nickte langsam mit dem Kopfe, aber es sah nicht aus wie „ja", sondern als wollte er sagen: „laß nur gut sein — ich weiß schon, wie es steht."

Zum Sprechen war er nicht zu bringen.

Am Morgen eben jenes Tages hatte der Frühling Macht bekommen über den Winter. Das Eis war auf dem Strome gebrochen, und die Fluten des Letzteren kamen, von Stunde zu Stunde wachsend, ihren tobenden Gang daher. Ein heulender Wind, der um die Mittagsstunde aufgesprungen war, begleitete das Wasser-Gebrause, so daß es war, als hätten die beiden Naturdämonen sich verschworen, den geängsteten Menschen einen schreckensvollen Tag zu bereiten. Und in der Tat entsinne ich mich nicht, vorher oder später einen gleichen erlebt zu haben. Es wurde kaum hell; die Sonne schien erstickt von den schwarzgrauen Wolken, die aus der Südwestecke des Himmels wie aus einem unerschöpflichen Born hervorquollen und in sinnloser Hast, tief niederhangend, über dem Flusse dahinjagten; das graue Wasser unten, das immer gurgelnder an dem Damme emporstieg, immer donnernder seine Schollen an die hölzerne Brücke warf, als müßte heute aufgeräumt werden mit dem verhaßten Eindringling in sein Gebiet, der graue Himmel darüber — es war ein Bild der denkbar furchtbarsten Öde.

Dazu die wundersamen Töne, mit denen sich der Sturm, der keinen menschlichen Laut aufkommen ließ, an tausend Ecken und Kanten brach und mit denen er die Ohren der Menschen täuschte und äffte. Noch heute fühle ich den eisigen Schreck, der mich plötzlich überfiel, als ich über die zitternde, schwankende Brücke zur Stadt zurückging und jählings stehen blieb, weil ich den schrillen Schrei einer Kinderstimme zu hören glaubte. Ich erkannte bald, daß ich mich getäuscht hatte, daß es nur der Wind gewesen war, der in dem Tauwerk der Schiffe rüttelte, die am Fuße der Brücke lagen, und der von den straffen Tauen wie von pfeifenden Sägen durchschnitten ward — aber noch einmal wiederholte es sich, noch einmal bannte mich der Schreck an die Stelle, über die ich ging, denn wieder glaubte ich einen fernen, klagenden Schrei gehört zu haben. Es war auch diesmal eine Täuschung — hoch über mir gewahrte ich eine Krähe, die vergebens dem Winde entgegen zu streben suchte und die endlich, wie ein Fetzen schwarzen Papiers herumgewirbelt und zurückgeschleudert ward — von ihr ging der heiser klagende Schrei aus, den ich vernommen.

Trotzdem verließ mich von dem Augenblick an ein dumpfes, unheimliches Gefühl nicht mehr, eine drückende Beängstigung, deren ich nicht Herr zu werden vermochte, obschon ich mir nicht klar darüber werden konnte, was es war, wovor mir graute.

Mit zunehmender Dunkelheit wuchs dieses Gefühl; es duldete mich nicht mehr in meinen vier Wänden, denn es lag über mir wie die Ahnung eines schweren Unglücks, das in dieser, allem Menschlichen verfeindeten Nacht geboren werden müßte. Ich ging noch einmal auf die Brücke, ich wollte noch einmal hinüber auf den

Damm — was ich dort suchte, ich hätte es nicht zu sagen vermocht. Man ließ mich aber nicht mehr hinüber, denn die Brücke drohte jeden Augenblick mit den Wellen abzugehen. Ich blieb eine Zeit lang bei den Männern stehen, welche die Brückenwacht hielten, und sah ihnen zu, wie sie beim düsterroten Scheine von Pechfackeln das Steigen des Wassers an den Pfeilern der Brücke untersuchten.

„Was schwimmt denn da?" rief plötzlich einer der Männer, indem er mit der Fackel so tief als möglich hinableuchtete, und als ich das hörte, stürzte ich an das Geländer der Brücke und ich glaube, ich stieß einen Schrei aus.

Es war wieder ein unnötiger Schreck gewesen, denn was da unten angerauscht kam, war nichts weiter als ein junger Birkbaum, den der Strom irgendwo aus dem Boden gerissen und mitgenommen hatte. Seltsam freilich war es zu sehen, wie die Zweige der jungen Krone aus dem Wasser ragten, daß sie von ferne beinah' wie ausgereckte, hilfeflehende Arme erschienen. Ich schämte mich meiner Schwäche vor den Leuten, obschon sie alle wohl zu erregt gewesen waren, um weiter darauf zu achten, und ging nach Haus.

Die Nacht verlief, ohne daß ein Unglück geschehen wäre; so rasch das Wasser gestiegen war, so schnell begann es wieder zu sinken, und als es Morgen ward, war die Gefahr vorüber. In den Vormittagsstunden aber, denn die Schule hatte ja Ferien, machte ich mich auf, um zu sehen, wie mein alter Damm draußen dem Hochwasser widerstanden hatte. Als ich ein Stück Weges hinausgelangt war, sah ich etwa zweihundert Schritt vor mir eine Gruppe von Menschen, die an der Kante des Dammes standen, und auf etwas hinunterblickten, was sich dort am Fuße des Dammes zu befinden schien. An der Stelle war ein Gestrüpp von Erlen und Weiden. „Der Damm hat wohl ein Loch bekommen?" fragte ich einen Arbeiter, der mir von dort entgegenkam.

„Nein," antwortete er, „es is ein Kind."

„Ein Kind?" — aber er war schon an mir vorüber.

Alles Blut floß mir plötzlich vom Herzen, und mir war, als ob der Damm unter meinen Füßen zu wogen begann. Ich weiß nicht mehr, ob ich rasch, ob ich langsam ging; ich weiß nur noch, daß ich unter die Leute trat, die sich dort zusammendrängten, daß ich hinunterschaute und daß ich mich, ohne ein Wort zu sagen, auf der Kante des Dammes niedersetzen mußte, weil es mir plötzlich schwarz vor den Augen ward.

„Es is dem Hauptmann seines," hörte ich die Leute um mich her einander zuflüstern — ja es war des Hauptmanns Kind — sein letztes.

Unten in dem Gestrüpp, zwischen zwei Weiden geklemmt, das Haupt eben wieder auftauchend, den übrigen Körper noch vom Wasser überströmt, lag Männchen — und war tot.

Wie er dorthin gekommen — ob es ein Ausgleiten gewesen, was ihn hinuntergeschleudert hat — Niemand hatte es gesehen — Niemand weiß es und wird es jemals erfahren. Manchmal aber in schlaflosen Nächten, da höre ich ihn wieder weinen, da sehe ich, wie sein Köpfchen mir zunickt mit dem trostlosen Ausdruck: „ich weiß schon, wie es steht" — und dann erhebt sich eine schreckliche, flüsternde Stimme in mir, die mir einreden will, daß es kein Zufall, kein Ausgleiten, daß es etwas anderes war, was ihn dort hinunterflüchten ließ, von dieser Erde hinweg, wo Niemand mehr etwas von ihm wissen wollte, von dem Kinde, dessen Schuld darin bestand, daß es als Letztes übrig blieb von seinen Geschwistern.

Als wir die von der Kälte des Wassers und des Todes verklammten und erstarrten Glieder des Knaben aus dem Gestrüpp gelöst hatten und mit ihm auf den Damm hinaufgestiegen waren, sah ich durch die Gärten der Häuser, welche dort in der vom Damme geschützten Niederung lagen, einen Mann herangelaufen kommen. Es war der Hauptmann. Er war ohne Kopfbedeckung, so daß ihm der Wind das schwarze Haar durchwühlte, ohne Säbel, nur im Überrock, und der Rock war halb zugeknöpft. Er kam geradenwegs auf uns zu, quer durch die Gärten der Häuser hindurch, die zwischen dem Garten seines Hauses und dem Damme lagen; er schwang sich über die Stackete hinweg, welche die Gärten von einander trennten, über die Beete, über die Pflanzen ging es dahin, und als die Gitterpforte des letzten Gartens, die zu hoch war, um sich darüber zu schwingen, nicht gleich sich öffnen wollte, warf er sich dagegen, daß sie aufbrach.

Indem er den Damm herauf kam, vernahm ich seine Stimme: „Wo? Wo? Wo?" rief er.

Im nächsten Augenblick hatte er den Körper des Knaben, den ich in meinen Armen hielt, an sich gerissen, mit wütender Gewalt preßte er denselben an seine Brust, und dreimal, viermal nach einander küßte er das todesblasse, schweigende Gesicht. Das Haupt des Kindes lag an seinem Herzen, das wasserschwere blonde Haar hing

lang herab — vor meiner Seele erschien das Bild, wie das Kind, da es noch lebte, in seinen Armen gelegen und ausgesehen hatte, als wäre es schon tot.

Die Männer standen lautlos, zu einer scheuen Gruppe zusammengedrängt, und brachten dem ungeheueren Menschenleide, das sich vor ihren Augen entrollte, den Tribut schweigender Ehrfurcht dar.

Der Hauptmann wandte keinen Blick auf uns, er schien kaum mehr zu wissen, daß wir da waren; mit öden Augen schaute er über sein Kind hinweg in den grauen Himmel, an dem die Wolken in zerfetzten Haufen dahinzogen. Dann riß er den Uniform-Überrock auf, schob den Körper des Knaben so weit als möglich hinein, als sollte der tote Leib an seinem Leibe erwarmen, und so machte er sich mit ihm auf den Weg. Niemand wagte, ihm zu helfen; Niemand, ihm dreinzureden. Wir ließen ihn gewähren und gehen; denn wir sahen, daß wir es mit einem Verzweifelnden zu tun hatten.

Ich blickte ihm nach, wie er mit seiner Last dahinschritt, blind für die Scharen von Neugierigen, die sich unterdessen gesammelt hatten, taub für das Gemurmel und Geflüster rings umher, und indem ich ihn dahinwanken sah, kam mir der Gedanke, er sei ja nun so weit, wie er es damals gewünscht, als er gegrollt hatte, daß er sich nicht totschießen und mit seinen Jungen einscharren lassen könnte. —

Ich war so an Schreckliches gewöhnt, so auf Schreckliches vorbereitet, daß ich nicht gestaunt haben würde, wenn man mir die Nachricht gebracht hätte, daß er seinen Kindern nachgegangen wäre. Vielleicht hegten seine Vorgesetzten ähnliche Befürchtungen, denn unmittelbar nach diesem Vorgange erhielt er ein Kommando, welches seine ganze Kraft in Anspruch nahm und ihn auf mehrere Monate aus unserer Stadt hinwegführte. Als er von demselben zurückkehrte, war soeben die Mobilmachung der Armee ausgesprochen, der Krieg mit Frankreich stand vor der Tür.

Nun gab es Chassepot-Gewehre und Mitrailleusen, die Liebesdienste zu erweisen bereit waren, wie er sie sich wünschte. Die Reservisten wurden eingezogen, und unter ihnen erschien ein bekanntes Gesicht, Gottlieb Bänsch. Er wurde wieder in die Batterie des schwarzen Hauptmanns eingestellt und zog mit ihr ins Feld. Wenige Wochen später war er schon wieder zurück, mit einem Gewehrschuß im Beine, den er auf den Spicherer Bergen erhalten hatte und der einen dicken Strich unter seine militärische Laufbahn machte. In meinem Hause wurde er, auf mein Bitten, untergebracht; ich pflegte ihn und darf es sagen, ich pflegte ihn recht.

Auf der Verlustliste, die nach dem blutigen Tage wie ein düsteres Echo des ruhmvollen Waffenklanges zu uns gelangte, stand als Erster der Gefallenen der schwarze Hauptmann. Seine Batterie war eine derjenigen gewesen, die das Unmögliche möglich gemacht, die Spicherer Berge erklommen und die siegreiche Entscheidung der Schlacht herbeigeführt hatten.

„Wir hatten jar nich jeglaubt, daß wir's fertig kriegen könnten," erzählte mir Gottlieb Bänsch; „aber der Hauptmann war immer vorne weg und schrie immer ‚feste Kinder, es jeht'."

Im Augenblick, als er das Abprotzen der Geschütze befahl, hatte er drei Chassepotkugeln auf einmal in die Brust bekommen. Gottlieb Bänsch hatte ihn aus dem Feuer tragen wollen, aber er hatte gesagt: „Laß man sein, Jottlieb, es is nich mehr nötig." Und so zufrieden wie in dem Augenblick, meinte Gottlieb Bänsch, hat er sein janzes Leben lang nich ausgesehen. „Denn is er schwach jeworden," erzählte Gottlieb Bänsch weiter, „und denn hat er mir die Hand gekriegt und gesagt: ‚Jottlieb', sagt er, ‚ick danke Dir auch, daß Du so jut zu meine Jungens jewesen bist — und wenn Du nach Hause kommst, denn jeh' da 'raus, wo sie liegen, und sieh' nach die Gräber' — und denn" — Gottlieb Bänsch machte eine Pause — „und denn war's aus." —

Da hinaus, an die Stätte unter dem Hollunderbusche, wo einst drei gelegen hatten und jetzt viere lagen, war denn auch sein erster Gang, als er so weit genesen, daß er an meinem Arme humpelnd den Weg unternehmen konnte. Als wir zurückkehrten, fanden wir eine Vorladung für Gottlieb Bänsch, am nächsten Vormittage auf dem Gerichte zu erscheinen. Der schwarze Hauptmann hatte ein Testament dort hinterlassen, das war eröffnet worden — Gottlieb Bänsch mußte etwas damit zu tun haben, aber wir wußten nicht, was.

Am nächsten Tage sollten wir es erfahren. Das Testament, in welchem der schwarze Hauptmann über sein geringes Vermögen letzte Verfügung traf, enthielt diese Worte: „Meinem ehemaligen Burschen, dem Kanonier Gottlieb Bänsch, vermache ich zum Danke für Alles, was er an meinen Kindern getan hat, die Summe von Eintausend Talern. Ich wünsche ihm, daß er

selbst dereinst Kinder haben und daß Gott ihn segnen und ihm vergelten möge an seinen Kindern, und ich bitte ihn, zuweilen an seinen alten Hauptmann und die Kinder seines Hauptmanns zurückzudenken." —

Als der Soldat das hörte, legte er seine breite Hand über die Augen, und zwischen den Fingern hindurch sah ich seine Tränen herabtröpfeln.

Es dauerte lange, bis er sich gefaßt hatte, und er stützte sich schwer auf meinen Arm, als er sich erhob. Draußen zog er sein baumwollenes Taschentuch und wischte sich die Augen. „Ja", sagte er, „er konnte es nich so zeigen; aber ick hab's immer jewußt — es war ein juter Mann."

Höhenwärts.

Mein irdisch Wanderlum sein Abbild findet
In einer Bergbahn, die sich aufwärts windet.
Nur sacht und sanft durchsteigt sie das Gelände,
Bis jäh mit Achzen sie im Fels verschwindet
Und nach viel Wegeleid die dunklen Wände
Mit einem Frohlaut wiederum vergißt.
Wie Ein- und Ausgangsort sie merkt und mißt
Und dankbar nun gewahrt, wie's in der Kehre
Und in der Bergesnacht emporgegangen,
Da wird der Weg zum Trost, Mühsal zur Lehre!
Voll Zuversicht und fast wie mit Verlangen
Stürzt sich in neue Nacht der Alpenzug . . . .
Das dröhnt so dumpf und wieder will mir bangen,
Und dennoch g l a u b' ich seinem Felsenflug!

Paul Keßler.

Ueber Gedichte.

Von Gertrud Bürgi.

Gedichte sind Träume, Ahnungen, Gesichte, Erlebnisse, Erinnerungen. Bald das eine, bald das andere, manchmal von jedem etwas. So reden sie Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Die wenigsten Leser vermögen jedoch diese drei Zeiten auseinander zu halten, zu unterscheiden. Das ist ein Privilegium, das nur die Dichter selbst besitzen.

Am seltensten wohl ist ein Gedicht Gegenwart. Denn Gegenwart ist Aktivität und so lange wir erleben, währt der Genuß, heiße er Freude oder Schmerz. So lange wir aber etwas genießen, können wir es unmöglich verarbeiten. Erst mählich, wenn das Erlebnis ruhigere Bahnen zieht und es vielleicht schon langsam wie ein stiller Schwan in der Ferne verschwindet, steigt der Drang und mit ihm die Kraft zur Arbeit im Dichter auf. Jeder Ahnung, jede Prophezeiung, jedes Erlebnis und jede Erinnerung hat eine Reifezeit, und töricht ist auch hier, wer den Baum schüttelt, bevor die Früchte ihre höchste Süße erlangt. Man muß warten können und die Sonne in sich saugen und von Wind und Sturm umspielen lassen.

Aus was besteht ein Gedicht? Aus einer rhythmischen Wortfolge und eventuell oder meistens einem Reim. Nie aber ist der letztere maßgebend, ebenso wenig wie der Rhythmus. Der Gehalt eines Gedichtes liegt tiefer. Ein einziger Funke kann zittern und lebendig machen. Ein kleiner Glühkörper, der sternschnuppengleich aus der Seele gestürzt, deren Leben in sich tragend in tiefem Ewigkeitswert. Durch diesen einen unergründlichen Wert werden neue Werte geboren, da, wo sie auf fruchtbaren Boden gefallen.

So kann einem plötzlich mitten im grauen Tag in einem Gedicht eine Landschaft entgegenblühen in tausend innigen Farben, schöner, zarter, reiner als unser Auge sie je gesehen. Und durch die Beglückung dieses Sehens haben wir den Weg zum tieferen, wesentlicheren Schauen gefunden und somit zum eigensten, letzten Erleben.

Oder: Ein Gedanke strömt in uns ein, lockt, ruft, reißt andere, ähnliche hoch, besänftigt, tröstet ein Gefühl, das schmerzhaft in uns bohrt und nach Vergessen sucht.